

Geschichte ohne Dinge?

Materielle Kultur zwischen Beiläufigkeit und Quelle

von **Andreas Ludwig**

Ist eine Geschichte ohne Dinge vorstellbar? Wohl kaum, denn auch der reine Gedanke benötigt Dinge, will er auf Dauer festgehalten werden. Ist eine Geschichtsschreibung ohne Dinge vorstellbar? Sehr wohl, wenn wir die in Bibliotheken und auf Festplatten angesammelte Geschichtsschreibung Revue passieren lassen. Dieses Dilemma der Diskrepanz zwischen der realen Welt, ihrer Wahrnehmung und der intellektuellen Reflexion betrifft zwar nicht allein die dingliche Dimension historischer Lebenswelten, doch stellt sich die Frage nach der Einbeziehung der materiellen Kultur in die historische Forschung aus mehreren Gründen besonders deutlich.

Dingwelten sind materielle Ausstattungen von Gesellschaften und als solche sowohl historisch situiert wie in sich äußerst vielfältig. Für Historikerinnen und Historiker fungieren sie vor allem als Indizien, anhand derer sich Lebenswelt ablesen lässt, ihre Möglichkeiten und Begrenzungen von Gesellschaft, Handlungen und Normen, Schichtungen und Bedeutungszuweisungen, Grenzen und Verflechtungen, Geschlecht, kulturellen Einschreibungen und anderes mehr. Materielle Kultur als Ausstattung einer Gesellschaft bezeichnet also Dinge, die in einer Lebenswelt real vorhanden und deren Wert, Gebrauch und Bedeutung den Mitgliedern dieser Lebenswelten vertraut waren. Dieses Verständnis von materieller Kultur ist in den Nachbar-disziplinen der Geschichtswissenschaft, etwa der Ethnologie und der Archäologie, unumstritten, sie arbeiten regelmäßig mit materiellen Funden und die Dinge einbeziehenden Beobachtungen. In den Geschichtswissenschaften ist eine solche dinganalytische Perspektive dagegen nicht etabliert.¹ Man kann eine Gesellschaftsgeschichte in Strukturen schreiben, in denen deren materielle Seite als Triebkräfte fungieren, man kann eine Globalgeschichte schreiben, in der Dinge als Güter aufscheinen, die Verflechtungen verdeutlichen. Dinge sind also Platzhalter für etwas, selten wird allerdings ihre materielle Seite in den Blick genommen. Das irritiert insofern, als Historikerinnen und Historiker ja selbst in einer Dingwelt leben und arbeiten. Die entwickelte Konsumgesellschaft, die Dingwelt des Arbeitsplatzes, die private Dingumgebung und deren kontinuierliche Veränderungen sollten für ihre historischen Ausprägungen, den Einfluss von Gesellschaft, Zeit und Ort ausreichend sensibilisieren. Allerdings haftet den Dingen, vor allen den Alltagsobjekten, etwas Beiläufiges an, sie werden kaum

¹ Den aktuellen Stand der Debatte und auch die Beteiligung von HistorikerInnen in Deutschland dokumentiert *Stefanie Samida/Manfred K.H. Eggert/Hans Peter Hahn* (Hg.), *Handbuch materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*, Stuttgart 2014.

wahrgenommen, es sei denn als technische Innovationen, mit deren Besonderheiten es sich vertraut zu machen gilt. Dabei haben der beiläufige Umgang mit Dingen und die schrittweise Appropriation materieller Kultur durchaus eine historische Dimension, man könnte sie anstelle der Geschichte einzelner Produkte oder allgemeiner Untersuchungen von Konsum als eine Geschichte des Dinggebrauchs ausformulieren.

Die lebensweltliche Erfahrung der Dynamik des Dinggebrauchs und Dingbesitzes hat eine individuelle, eine zeitliche und eine örtliche Dimension. Die individuelle Dimension ist die der Mensch-Ding-Beziehungen, die gegenwärtig auch in den Geschichtswissenschaften diskutiert werden – das Stichwort ANT (Actor-Network Theory) mag hier genügen. Sie umfasst allerdings auch die individualpsychologische Seite der Dingansammlungen und Dingbedeutsamkeiten, die individuellen Auswirkungen der Dingverfügbarkeit in der Konsumgesellschaft, sowie das Sammeln und Erinnern als tätige, dinggebundene Reflexion. Hiermit kommt die zeitliche Dimension ins Spiel, denn die Bedeutsamkeit von Dingen verändert sich: Sammeln und Erinnern sind Reflexionspraktiken, die unter anderem vom Umgang mit Zeitlichkeit geprägt sind. Es handelt sich zudem um eine Art intime Laienpraxis, die zugleich von öffentlichem Interesse ist, wie die Wochenendausgaben überregionaler Zeitungen verdeutlichen. Und natürlich sind Dingwelten immer örtlich situiert und können sich schon aus diesem Grund erheblich unterscheiden.

Wenn also aktuelle Dingwelten so offensichtlich künftige historische Dingwelten sind und damit potentiell Gegenstand von Geschichtsschreibung, stellt sich die Frage nach ihrer Überlieferung. Ein Großteil der aktuellen materiellen Kultur verschwindet, bevor sie Quelle von historischer Forschung werden kann. Das, was diese „Müllphase“² überlebt, befindet sich in privaten oder öffentlichen Sammlungen oder in einem kulturell aufgeladenen ökonomischen Kreislauf. Die Zufälligkeit dieser Überlieferung ist augenscheinlich und es bedarf nur wenig Phantasie sich vorzustellen, was alles gesammelt beziehungsweise musealisiert werden kann und was alles verloren gegangen sein mag. Vorstellungen von Wert oder Wertlosigkeit bei der Entscheidung von Aufheben oder Wegwerfen, Kriege und Katastrophen sowie die reine Materialität – Papier oder Kunststoff – bestimmen, was erhalten bleibt. Hinzu kommt, dass Objekte der materiellen Kultur nur in besonderen Fällen strukturiert überliefert werden, Informationen über Herkunftskontexte verloren gehen und die Bewahrungsordnung nicht der des ursprünglichen Gebrauchs entspricht. Es handelt sich in der Tat um „Überreste“,³ eine Überlieferung mit einem hohen Grad an Zufälligkeit. Hinzu kommt, dass Dinge im Gegensatz zur Schriftlichkeit selten argumentative oder dokumentierende Funktion haben. Ihre Intentionalität richtet sich auf den Gebrauch, was aber nicht heißt, dass dieser eindimensional wäre, ebenso wenig wie ihre Bedeutung. Wir haben es also

2 Vgl. *Michael Fehr*, Müllhalde oder Museum. Endstationen der Industriegesellschaft, in: ders./Stefan Grohé (Hg.), *Geschichte-Bild-Museum. Zur Darstellung von Geschichte im Museum*, Köln 1989, 182–196; Begriff nach *Michael Thompson*, *Rubbish Theory*, Oxford 1979 [dt.: *Die Theorie des Abfalls. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten*, Stuttgart 1981].

3 *Johann Gustav Droysen*, *Historik*, Bd. 1: *Rekonstruktion der ersten vollständigen Fassung der Vorlesungen (1857). Grundriß der Historik in der ersten handschriftlichen Fassung (1857/58) und der letzten gedruckten Fassung von 1882*, Stuttgart – Bad Cannstadt 1977.

mit einer, wenn man so will, äußerst verwirrenden Quellenlage zu tun⁴ und es stellt sich die Frage, ob sie nicht zur Bricolage führen muss.

In der Tat legen Untersuchungen aus dem Feld der *Material Culture Studies*⁵ diese Vermutung zunächst nahe, handelt sich doch um Mikrostudien, oft über einzelne Objekte, deren Stärke jedoch darauf beruht, dass sie sowohl die Dinge selbst in den Blick nehmen, als auch historisch kontextualisieren.⁶ Viele der in diesem Umfeld entstandenen Arbeiten sind in einem interdisziplinären Kontext erschienen,⁷ ihr Blick richtet sich auf die Antike ebenso wie auf die Zeitgeschichte. Dennoch bleibt das Problem bestehen, wie diese Mikrostudien in einen historiographischen Diskussionszusammenhang gestellt werden können, wie also Geschichte aus der Perspektive der materiellen Kultur geschrieben werden kann. Die Geschichtswissenschaft hat auf diese Herausforderungen, so scheint es, vor allem in ihren Subdisziplinen reagiert. Das Aufkommen industriell hergestellter Massenkonsumgüter wird in der Konsumgeschichte verhandelt, Entwicklung, Produktion und Gebrauch einzelner Konsumgüter sind Gegenstand von Forschungen im Bereich der Technikgeschichte, ihr Aussehen ist Thema der Designgeschichte, Gebäude werden in der Bau- wie in der Stadtgeschichte untersucht, ebenso in der Geschichte des Wohnens, um nur einige disziplinäre Felder zu nennen.⁸ Was fehlt, ist ein gemeinsamer Fokus, also eine Verständigung darüber, was Dinge in der Geschichte bedeuten und wie sie untersucht werden können.

Einigen der gestellten Fragen und Beobachtungen möchte ich im Folgenden nachgehen, aufgrund des zur Verfügung stehenden Raums bestenfalls exemplarisch, von persönlichen Vorlieben beeinflusst und möglichst unterschiedliche Problembereiche betreffend. Gemeinsam ist ihnen als Ausgangspunkt die Zeitgeschichte als Nahtstelle zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Aufmerksamkeit für die Dinge

Zur Füllung des Sommerlochs hat sich die Berliner Tageszeitung „Der Tagesspiegel“ eine Rubrik unter dem Titel „Sommer Souvenirs“, Untertitel „Ferienserie mit kleinen Geschichten von Menschen und Dingen“, ausgedacht. In einer der Folgen wird eine

4 Als „wilde Dinge“, die sich der Einordnung widersetzen, bezeichnet sie *Judy Attfield*, *Wild Things. The Material Culture of Everyday Life*, Oxford – New York 2000.

5 Die *Material Culture Studies* im britischen und amerikanischen Umfeld als interdisziplinärer Forschungszusammenhang zeigt die seit 1996 am University College London herausgegebene Zeitschrift „Material Culture Studies“ sowie die beiden Handbücher *Dan Hicks/Mary C. Beaudry* (Hg.), *The Oxford Handbook of Material Culture*, Oxford 2010; *Christopher Tilly/Webb Keane/Susanne Kuechler-Fogden/Mike Rowlands/Patricia Spyer* (Hg.), *Handbook of Material Culture*, London – Thousand Oaks 2006. HistorikerInnen sind in diesem Zusammenhang kaum vertreten, vgl. dazu *Frank Trentmann*, *Materiality in the Future of History: Things, Practices, and Politics*, in: *Journal of British Studies* 48 (2009) H. 2, 283–307.

6 Eine ins Deutsche übersetzte Zusammenstellung bietet *Anke Ortlepp/Christoph Ribbat* (Hg.), *Mit den Dingen leben. Zur Geschichte der Alltagsgegenstände*, Stuttgart 2010.

7 Vgl. *Anne Gerritsen/Giorgio Riello* (Hg.), *Writing Material Culture*, London – New Dehli – New York – Sidney 2015.

8 Zu einer ersten Übersicht vgl. *Andreas Ludwig*, *Materielle Kultur*, Version 1:0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 30.5.2011, URL: http://docupedia.de/zg/Materielle_Kultur?oldid=106448.

Sammlung von Notizheften thematisiert, die, über Jahre angelegt, als Reisejournale genutzt werden.⁹ Einige der Hefte sind beschrieben und vollgeklebt, andere noch unbenutzt, harren also ihrer, wie der Autor formuliert, „sinnstiftenden Beschriftung“. Benannt werden Erwerbskontexte in unterschiedlichen Ländern, Hersteller, Preise, Aussehen – in Erinnerung gebliebene Kleinigkeiten, die die Hefte zu einem privaten Erinnerungsarchiv machen, Basismaterial für einen künftigen Ausbau. Es wird hervorgehoben, dass es sich um ganz normale Hefte handelt, „erworben in den absonderlichsten Schreibwarenläden“, verbunden mit dem Bekenntnis einer exzessiven Sammelleidenschaft. Der Text ist die Mikrogeschichte eines Alltagsgegenstands, er verbindet Sachinformationen mit persönlichen Bemerkungen über Gebrauchshinweise, Konsum- und Reisegewohnheiten und dokumentiert auch eine insgesamt libidinöse Beziehung zum Ding.

Zweierlei fällt auf: Erstens geht die kleine Geschichte unmittelbar von einem Gegenstand aus und entfaltet von ihm aus einen Kosmos von Bezügen, und zweitens geschieht dies in der Zeitung, also für eine breite Öffentlichkeit. Dies verweist auf die Attraktivität von Dingen im Alltagskontext und ihre selektive Wahrnehmung, also auf eine höchst subjektive und emotionale Beziehung zur materiellen Kultur der Gegenwart, der zugleich ein Blick zurück anhaftet. Sie hat ein eigenes Genre an populärer Literatur hervorgebracht, listenförmige Zusammenstellungen von aktuellen oder verschwundenen Alltagsgegenständen, deren Modus zwischen Sachinformation und persönlicher Reminiszenz schwankt.¹⁰ Die Listenform suggeriert die potentiell unendliche Erweiterbarkeit der aufgeführten Gegenstände wie auch die Unterschiedslosigkeit der benannten Objekte¹¹ und hat Ähnlichkeit mit dem Inventar, das nicht nur Quelle für die historische Forschung ist, sondern auch Gegenstand dingzentrierter Erkundungen von Hinterlassenschaften in den – im weiteren Sinne – Kulturwissenschaften.¹² Jedes Ding, so die Aussage der Introspektion von Dingansammlungen,¹³ ist eine genauere Betrachtung wert, weil eine Bedeutung zu vermuten und ein Kontext zu entschlüsseln ist. Aufmerksamkeit für das Gewöhnliche, Banale der Dingwelt als Anstoß für eine Reflexion kam früh aus den Kunstwissenschaften. So vereint der Katalog zu einer Ausstellung des Gewerbemuseums Basel/Museum für Gestaltung unter dem Titel „Keinen Franken wert“ unterschiedliche Perspektiven auf Alltagsdinge

9 Jan Schulz-Ojala, Raum für Notizen, in: Der Tagesspiegel v. 30.7.2015.

10 Vgl. u.a. Volker Wieprecht/Robert Skuppin, Das Lexikon der verschwundenen Dinge, Berlin 2009; Andrea Köhler (Hg.), Kleines Glossar des Verschwindens. Von Autokino bis Zwischengas, München 2003; Manfred Russo, Tupperware & Nadelstreif. Geschichten über Alltagsobjekte, Wien – Köln – Weimar 2000; Charles Panati, Universalgeschichte der ganz gewöhnlichen Dinge, Frankfurt a. M. 1994.

11 Vgl. Umberto Eco, Die unendliche Liste, München 2009.

12 Vgl. beispielsweise die kollektive Fundinspektion einer Erbschaft bei Cornelia Meran (Hg.), an/sammlung an/denken. Ein Haus und seine Dinge im Dialog mit zeitgenössischer Kunst, Salzburg – Wien 2005, sowie den fiktiven Versteigerungskatalog einer beendeten Beziehung von Leanne Shapton, Bedeutende Objekte und persönliche Besitzstücke aus der Sammlung von Lenore Doolan und Harold Morris, darunter Bücher, Mode und Schmuck, Berlin 2010.

13 Der Begriff Ansammlung meint eine Häufung von Dingen, deren Sinn im (potentiellen) Gebrauch oder im Verbrauch liegt, die aber in ihrer Summe keine weiterreichende kulturelle Bedeutung haben wie Sammlungen.

(Wegwerfffeuerzeug), Konsumorte (Kiosk) und Einstellungen der Käufer zum Geld.¹⁴ Der Fokus auf die Dinge des Alltags wird hier also um eine gesellschaftliche Dimension erweitert, die die Dinge zugleich als bedeutsam für die Ausstattung eben dieser Gesellschaft erscheinen lassen und den Umgang mit ihnen thematisiert. Ebenfalls auf einem Inventar, nämlich die Zusammenstellung von Mobiliar, Gebrauchs- und Erinnerungsgegenständen, beruhen die Überlegungen des Kunsthistorikers Gert Selle zum Umgang mit Dingen.¹⁵ Unter dem Begriff der Gegenstandserfahrung beschreibt er das Verhältnis von Ding und Mensch als eines von Routinen des Handelns, der bewussten Wahrnehmung auch einfacher Dinge im Umgang mit ihnen, jedoch auch die Vernachlässigung unbeachteter Gegenstände. Die „Dingagglomeration Hausstand“ ist also in sich strukturiert, nach einer räumlichen Struktur, nach historischen Schichten des Erwerbs und Gebrauchs, nach Handlungsrouninen und der mit ihnen verbundenen Aufmerksamkeitsökonomie. Dies ist zugleich das verbindende Element, das die so unterschiedliche und unüberschaubare Warenwelt der Gegenwart strukturierbar erscheinen lässt, wenn man sich ihr analytisch nähern möchte.

Was lässt sich nun aus diesen Befunden für die Arbeit von Historikerinnen und Historikern gewinnen? Zunächst die Vorstellung von Dingagglomerationen als funktionale (auch dysfunktionale), gesellschaftliche wie individuelle Zusammenstellungen einer materiellen Kultur in einem Zeitschnitt (dem Zeitpunkt der Beobachtung), in denen, historisch geschichtet, Dinge unterschiedlicher Bedeutung und Lebensdauer zusammenkommen, die einzeln für sich betrachtet historische Informationen über Entwicklung, Produktion, Gebrauch, Bedeutung und Wahrnehmung in sich tragen. Zur Vergegenwärtigung, was solche Dingagglomerationen sein können, mag das Beispiel einer beliebigen Straße dienen. Der Standpunkt des Beobachtenden, sagen wir, während einer kurzen Erholungspause im Café, ist fixiert, das Beobachtungsfeld beträgt vielleicht einhundert Meter. Was ins Auge fällt sind scheinbar beziehungslose Einzelheiten, deren Zusammenhang zunächst ein räumlicher ist. Bei näherer Betrachtung lassen sich funktionale Aspekte unterschiedlicher Nutzungen des Raums erkennen sowie die dahinterliegende Infrastruktur der Stadt. Zudem ist das unterschiedliche Alter dieser Ausstattungen augenscheinlich; die Dinge wurden zu unterschiedlichen Zeiten in Gebrauch genommen, ergänzt, ersetzt, oder blieben, außer Funktion genommen, einfach stehen. Mithin zeigt sich in einem solchen Ausschnitt eine Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen als Ordnung der Dinge. So unübersichtlich die Gemengelage anfangs erscheinen mag, die Bricolage hat Struktur, ihren Ort und ihre Zeit.

Solcherart Dingagglomerationen lassen sich umstandslos auch auf andere Orte und Kontexte übertragen, etwa die Wohnung¹⁶ oder den Arbeitsplatz, dessen Dingagglomeration technische Konsumgüter und andere Alltagsgegenstände, historische

14 Vgl. Keinen Franken wert. Für weniger als einen Franken [Ausstellungskatalog Gewerbemuseum Basel/Museum für Gestaltung], Basel 1987.

15 Vgl. Gert Selle, Siebensachen. Ein Buch über Dinge, Frankfurt a. M. – New York 1997. Der Text ist eine teilweise Wiederaufnahme und Weiterführung einer älteren Untersuchung über die Wohnung als Ort kultureller Aneignung, vgl. ders., Leben mit schönen Dingen. Anpassung und Eigensinn im Alltag des Wohnens, Reinbek b. Hamburg 1987.

16 Vgl. hierzu die eindrucksvolle Beschreibung der Wohnungen einer Londoner Straße von Daniel Miller, *The Comfort of Things*, Cambridge 2008.

Schichtungen von Arbeit (angefangen gebliebene oder gänzlich unerledigte Vorhaben) und persönliche Erinnerungsgegenstände vereinen. Einige der potentiell dort versammelten Dinge sind Gegenstand kulturhistorischer Forschung geworden,¹⁷ andere sind als beiläufige Begleiter von Tagesroutinen unbeachtet geblieben.

Dinganeignung und Dinggebrauch

Etwa 10.000 Dinge besitzen Menschen in post-industriellen Gesellschaften durchschnittlich, so wurde zu Beginn des Jahrtausends geschätzt, ein westafrikanischer Haushalt kommt dagegen mit etwa 150 Objekten aus.¹⁸ Dieser blanke Zahlenvergleich setzt nicht nur eine unmittelbare konsumkritische Haltung frei,¹⁹ sondern auch die Frage, wie sich diese schiere Masse an Gütern eigentlich ansammeln konnte. Konsumhistorische Untersuchungen datieren den Durchbruch zur Konsumgesellschaft in der Bundesrepublik auf die 1950er Jahre und zeigen ihre rasche Durchsetzung oft anhand statistischen Materials zur Durchdringung von Haushalten mit technischen Konsumgütern wie Kühlschränken, Staubsaugern, Radios und Fernsehgeräten.²⁰ Diese Technisierung des Haushalts korrespondierte mit einer Umorganisation von Haus und Wohnung durch Einbauküche, Fernsehhecke und Schrankwand,²¹ Teilen davon oder distinktiven Gegenentwürfen. Technische Konsumgüter und Mo-

17 Vgl. zu den Aufschreibe- und Ordnungssystemen *Friedrich Kittler*, Grammophon, Film, Typewriter, Berlin 1985.

18 Neue Zürcher Zeitung v. 11./12.10.2003, zit. n. *Gottfried Korff*, Betörung durch Reflexion. Sechs um Exkurse ergänzte Bemerkungen zur epistemischen Anordnung von Dingen, in: Anke te Heesen/Petra Lutz (Hg.), Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort, Köln – Weimar – Wien 2005, 89–107; *Hans-Peter Hahn*, Dinge des Alltags. Umgang und Bedeutungen, in: ebd., 63–90.

19 Vgl. dazu als Stellvertreter für die umfangreiche Literatur *Dagmar Steffen* (Hg.), Welche Dinge braucht der Mensch? Hintergründe, Folgen und Perspektiven der heutigen Alltagskultur. Katalogbuch zur gleichnamigen Ausstellung, herausgegeben im Auftrag des Deutschen Werkbundes Hessen, Gießen 1995.

20 Vgl. *Heinz-Gerhard Haupt/Claudius Torp* (Hg.), Die Konsumgesellschaft in Deutschland 1890–1990, Frankfurt a. M. – New York 2009; *Alon Confino/Rudy Koshar*, Régimes of Consumer Culture: New Narratives in Twentieth-Century German History, in: *German History* 19 (2001) H. 2, 135–161. Zur langsamen Durchsetzung des Massenkonsums vgl. *Michael Wildt*, Vom kleinen Wohlstand. Eine Konsumgeschichte der fünfziger Jahre, Frankfurt a. M. 1996; *Arne Andersen*, Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute, Frankfurt a. M. – New York 1997. Zur Periodisierung vgl. auch *Wolfgang König*, Die siebziger Jahre als konsumgeschichtliche Wende in der Bundesrepublik Deutschland, in: Konrad Jarasch (Hg.), Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte, Göttingen 2008, 84–99.

21 *Bettina Günter*, Wohnalltag im Wirtschaftswunder. Die Aneignung der Küche zwischen pragmatischer Nutzung und neuen Leitbildern, in: Gabriele Mentges/Ruth-E. Mohrmann/Cornelia Foerster (Hg.), Geschlecht und materielle Kultur. Frauen-Sachen, Männer-Sachen, Sach-Kulturen, Münster – New York – München – Berlin 2000, 125–150; *Hans Peter Hahn*, Von der Ethnographie des Wohnzimmers zur Topographie des Zufalls, in: Elisabeth Tietmeyer/Claudia Hirschberger/Karoline Noack/Jane Redlin (Hg.), Die Sprache der Dinge – kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die materielle Kultur, Münster – New York – München – Berlin 2010, 9–21. Vgl. auch als Pionierstudie *Manfred Sack/Alexander Mitscherlich/Herlinde Koelbl*, Das deutsche Wohnzimmer, München – Luzern 1980; eine Übersicht bietet *Margret Tränkle*, Neue Wohnhorizonte. Wohnalltag und Haushalt seit 1945 in der Bundesrepublik, in: Ingeborg Flagge (Hg.), Geschichte des Wohnens, Bd. 5: 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau, Stuttgart 1999, 689–806.

biliar bilden jedoch nur die Spitze des Eisbergs privater Dinguasstattungen, der an dieser Stelle auch nicht weiter nachgegangen werden soll, zumal die Masse der Konsumgüter Verbrauchs- und Wegwerfartikel sind. Ihre gleichzeitige Zunahme mag der Hinweis verdeutlichen, dass die Zahl der in deutschen Supermärkten angebotenen Artikel von rund 4.500 im Jahr 1968 auf 8.500 1988 anstieg.²² Zu einer Geschichte des Konsums, das wird an dieser Stelle deutlich, gehört auch die Untersuchung des Wandels der Konsumorte, der Warenpräsentation, des Käuferverhaltens und des Abfalls. Der Warencharakter der Dinge und das Verhältnis des Menschen zu den Dingen als Waren wird unter den Begriffen der Warenästhetik²³ und des Fetischismus²⁴ diskutiert. Gemeint ist die im Laufe des 20. Jahrhunderts durchgesetzte Sichtweise, dass Dinge massenhaft vorhanden sind und erworben werden können,²⁵ um sie dann zu den unterschiedlichsten persönlichen Zwecken einzusetzen. Erst der Warencharakter der Dinge und die Modi ihrer Präsentation und Aneignung macht ihre soziale Dimension aus. Voraussetzung ist die industrielle Massenproduktion als „fortdauernde Vervielfältigung der Alltagsdinge“,²⁶ eine Folge die Umwälzung der Distribution und Präsentation. Warenhaus, Supermarkt und Einkaufszentrum haben Markt und Werkstatt als Orte des Erwerbs von Dingen abgelöst, Werbung und Warenverpackung verbinden mit ästhetischen Mitteln die Gebrauchseigenschaften von Gütern mit distinktiven Versprechen. Der Historiker Wolfgang Ruppert plädiert dafür, diesen Zusammenhang mit dem Begriff der „industriellen Massenkultur“ zu bezeichnen, der Produktion, Konsumtion, Aneignung und Rezeption der Dinge in einen konkreten historischen Zusammenhang stellt und die Dinge als Quelle neben Text und Bild gleichberechtigt berücksichtigt sehen will.²⁷

Welche Rolle nehmen die einzelnen Dinge in diesem System der Waren ein, sind sie es je für sich wert, untersucht zu werden, oder vor allem als „commodities“, Dinge, die sich in einem Waren- und Wertkreislauf befinden, und wenn ja, was macht ihren Wert in historischen Kontexten konkret aus? Bei Ruppert nehmen die Objekte der industriellen Massenkultur – Fahrrad, Auto, Flugzeug, Radio, Fernsehgerät – den Charakter von Leitfossilien an, mit denen zentrale Entwicklungstendenzen der Moderne kenntlich gemacht werden können, die Aneignung technischer Güter als integraler Teil sich entwickelnder (moderner) Lebenswelten. Der performative Charakter der Dinganeignung wird hier ebenso deutlich wie die damit einhergehende kulturelle Codierung des

22 Zahlenangaben nach *Matthias Nast*, Die stummen Verkäufer. Lebensmittelverpackungen im Zeitalter der Konsumgesellschaft. Umwelthistorische Untersuchung über die Entwicklung der Warenverpackung und der Wandel der Einkaufsgewohnheiten (1950er bis 1990er Jahre), Berlin – Frankfurt a. M. – New York – Paris – Wien 1997, 112.

23 *Heinz Drügh/Christian Metz/Björn Weynand* (Hg.), Warenästhetik. Neue Perspektiven auf Konsum, Kunst und Kultur, Frankfurt a. M. 2011.

24 *Hartmut Böhme*, Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne, Reinbek b. Hamburg 2006.

25 Victoria de Grazia verwendet dafür den Begriff des „fordistischen Konsums“, vgl. *Confino/Koshar*, Régimes, 140.

26 *Wolfgang Ruppert*, Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge, in: ders. (Hg.), Fahrrad, Auto, Fernseherschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge, Frankfurt a. M. 1993, 14–36, 23.

27 Vgl. ders., Zur Geschichte der industriellen Massenkultur. Überlegungen zur Begründung eines Forschungsansatzes, in: ders. (Hg.), Chiffren des Alltags. Erkundungen zur Geschichte der industriellen Massenkultur, Marburg 1993, 9–22.

Dinggebrauchs. Der Einfluss von Roland Barthes' „Mythen des Alltags“²⁸ ist unverkennbar, auch wenn bei Ruppert das sozialhistorische Erkenntnisinteresse dominiert. Die Übertragung des Begriffs „Leitfossilien“, erstmals in einer Ausstellung des Centrum Industriekultur Nürnberg 1983 auf industrielle Massengüter angewendet, verweist auf die zentrale Bedeutung der materiellen Kultur, der Dinge allgemein und herausgehobener Objekte im Besonderen für das Verständnis gesellschaftlicher Vorgänge, den Wandel der Dingnutzung und Dingbedeutung inbegriffen. In der Forschung ist dazu der Begriff der Objektbiographie vorgeschlagen worden, der dem „Lebenslauf der Dinge“²⁹ von der Entwicklung über die Gestaltung, Produktion, Kauf, Nutzung bis hin zur Entsorgung folgt. Das Konzept des „Social Life of Things“³⁰ hebt dabei vor allem auf den Aspekt des Gebrauchs ab und stellt so die Ding-Mensch-Beziehung in den Mittelpunkt. „People and objects gather time, movement and change“³¹ ist eine einfache Zusammenfassung der Grundidee, dass der Prozess und nicht ein willkürlich gewählter Zustand oder Zeitschnitt Gegenstand von Dingforschung sein sollte. Dinge, so die Annahme, sammeln über ihren Lebenslauf hin Bedeutung an, sind also mehr als rein dingliche Artefakte. Doch wie könnten solche Objektbiographien aussehen, wenn man sie in der Geschichtswissenschaft anwenden wollte? Bislang ist das Konzept vor allem bei ethnologisch ausgerichteten Untersuchungen zum Einsatz gekommen, bei denen der Bedeutungswandel der Dinge im Vordergrund stand.³² Ein erster Gedanke wäre, die Lebensphasen des Objekts den bekannten Subdisziplinen zuzuordnen. Seine Entwicklung würde der Technikgeschichte, seine Formgebung der Designgeschichte, seine Produktion und Distribution der Technik-, Wirtschafts- und Konsumgeschichte, die Orte von Produktion und Verkauf der Architekturgeschichte, sein Gebrauch der Kultur- und Sozialgeschichte und schließlich sein Außer-Gebrauch-Nehmen der Umweltgeschichte oder der Geschichte der Musealisierung anheimfallen. Bei der Recherche nach dingbezogenen Untersuchungen wird man in der Tat in einigen dieser Fächer bereits fündig, jedoch fällt auf: Erstens könnte man die Subdisziplinen der Geschichte problemlos durcheinanderwürfeln und ebenso sinnvolle Zuordnungen finden, sie sind also künstlich und vor allem Konventionen geschuldet; zweitens wird deutlich, dass die Objekte der materiellen Kultur eher für die Konkretisierung historischer Situationen genutzt werden, als dass aus ihnen selbst heraus argumentiert würde. Dinge sind also Materialisierungen, sie fallen auf, weil sie die Wirkungen historischer Prozesse plastisch werden lassen. Leora Auslander hat das Eindringen der Ideen der Französischen Revolution in die privaten Pariser Haushalte anhand von Gebrauchsgegenständen

28 Vgl. Roland Barthes, *Mythologies*, Paris 1957 [dt.: *Mythen des Alltags*, Frankfurt a. M. 21970].

29 Igor Kopytoff, *The Cultural Biography of Things. Commodization as Process*, in: Arjun Appadurai (Hg.), *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*, New York 1986, 64–91.

30 Vgl. die Begriffsnutzung als „commodities“, also als sozial konnotierte Gegenstände eines komplexen und sich verändernden Gebrauchs bei Appadurai, *Social Life of Things*.

31 Vgl. Chris Gosden/Yvonne Marshall, *The Cultural Biography of Objects*, in: *World Archaeology* 31 (1999) H.2, 169–178, 169.

32 Vgl. als eindrucksvolles Beispiel für den Bedeutungswandel Kathleen M. Adams, *Identity, Heritage and Memorialization: The Toraja Tongkonan of Indonesia*, in: Gerritsen/Riello, *Material Culture History*, 93–100.

den untersucht, die nach 1789 mit revolutionären Motiven dekoriert wurden.³³ Möbel, Tapeten und Keramik wurden gleichsam als Revolutionsdevotionalien produziert und im privaten und halböffentlichen Bereich der Wohnung benutzt. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Anschaffung solcher Gegenstände als politisches Statement gegenüber Gästen gemeint war oder den antiroyalistischen Gefühlen ihrer Besitzer Ausdruck verlieh – die Dinge gehören zur revolutionären Situation, später werden sie zu Erinnerungsstücken. Diese objektbiographische Entwicklung wird jedoch nicht ausgeführt. Dinge symbolisieren eine historische Zeit und einen bestimmten Ort, und diesem Muster folgen viele objektbasierte Untersuchungen, von denen hier als Beispiel nur die Tupperware aufgeführt werden soll. Alison J. Clarke situiert sie in den amerikanischen Vorstädten der 1950er Jahre, wo sie seit 1951 über ein personalisiertes Vertriebssystem (Tupperparty) verbreitet wurde. Alison argumentiert, dass dieses System die passive, konsumierende Hausfrau in eine aktive Rolle bringt, soziale Netze auszubauen hilft und somit die sich in dieser Zeit entwickelnden suburbanen Siedlungsgebiete mit sozialem Leben außerhalb der Familie füllen half. Tupperware verband Modernitäts- und Hygienevorstellungen mit praktischen Eigenschaften, wirkte gemeinschaftsbildend und bewirkte Markensensibilität. Suburbia wird als Übergang von der Produktions- in die Konsumgesellschaft beschrieben und Tupperware als Symbol dieser neuen Gesellschaftsform.³⁴ Auch hier wird deutlich: Das Ding ist Stellvertreter (Suburbia hätte ebensogut anhand des automobilisierten Pendelns in die Innenstädte beschrieben werden können), aber es wird nicht genauer untersucht. Wie funktioniert der luftdichte Verschluss des Deckels, gab es Konkurrenzprodukte, blieb die Tupperware in den Kühlschränken verboten oder kam sie tatsächlich auf den Tisch, wie eine bei Clarke abgebildete Werbeanzeige suggeriert? Altert Tupper und wird aussortiert?

Diesem Muster der Interpretation von Dingen als Zeitzeichen folgen auch andere Untersuchungen. In einer um das Werbeversprechen von Mobilität und Lebensstil erweiterten Perspektive hat Heike Weber dies für Konsumgüter der 1950er bis 2000er Jahre untersucht.³⁵ Dinge als Leitfossilien und soziale Praktiken stehen im Vordergrund, verbunden mit ihren gesellschaftlichen Auswirkungen, wie sie unter anderem auch hinsichtlich der sich gegenseitig bedingenden Automobilisierung und Suburbanisierung thematisiert wurde.³⁶ Dennoch ist diese über den Gebrauch definierte materielle Zeitgeschichte noch nicht systematisch verfolgt worden. Was bedeutet es, wenn sich binnen eines Menschenlebens etwa die Aufschreibesysteme mehrfach ändern, von der mechanischen zur elektrischen Schreibmaschine zum Computer, die Dokumentationsmittel vom Zettelkasten zur elektronisch geführten Bibliographie mit verweisender Verlinkung zu Texten, Bildern und Tönen, die Musikkonserven von Schall-

33 Vgl. *Leora Auslander*, Beyond Words, in: *American Historical Review* 110 (2005), 1015–1045, bes. 1027–1035.

34 Vgl. *Alison J. Clarke*, Tupperware. Suburbia, Sociality and Mass Consumption, in: Roger Silverstone (Hg.), *Visions of Suburbia*, London 1996, 132–160, [dt: Tupperware: Vorstadt, Gesellschaft und Massenkonsum, in: *Ortlepp/Ribbat*, Mit den Dingen leben, 151–186].

35 Vgl. *Heike Weber*, Das Versprechen mobiler Freiheit. Zur Kultur- und Technikgeschichte von Kofferradio, Walkman und Handy, Bielefeld 2008.

36 Vgl. *Werner Polster/Klaus Voy*, Eigentum und Automobil – Materielle Fundamente der Lebensweise, in: dies./ Claus Thomasberger (Hg.), *Gesellschaftliche Transformationsprozesse und materielle Lebensweise*, Marburg 1993, 203–356, 293f.

platte und Tonband über Audiocassette und CD zur MP3-Datei? Gehen nicht über das Netz verfügbare Musikstücke und Zeitungsausschnitte verloren, verlieren sie ihre sinnliche Dimension durch Digitalisierung? Was ist mit Kulturpraktiken, die mit außer Gebrauch geratenen Gegenständen verbunden sind, und dem daran geknüpften kollektiven Wissen? Von 1955 bis 1989 lief im Deutschen Fernsehen die Sendung „Was bin ich“, eine Quizsendung die unter dem Namen „ein heiteres Beruferaten“ bekannt war.³⁷ Moderator Robert Lembke bat dabei um eine typische Handbewegung, die der Ausgangspunkt für Fragen war, die mit Ja oder Nein beantwortet werden mussten, bis der Beruf des Studiogastes erraten war. In der Sendung wurde davon ausgegangen, dass die Handbewegung, also der Umgang mit Dingen, eine hilfreiche Unterstützung wäre, weil sie auf einer den Ratenden vertrauten Tätigkeit beruht. Was hier interessiert, ist weder der durchaus heitere Charakter der Sendung noch seine mediengeschichtliche Einordnung, sondern die ihr zugrundeliegende Annahme einer Vertrautheit der Lebenswelt. Einer stabilen Lebenswelt könnte man hinzufügen. Doch noch einmal zurück zu den „biographies of objects“: Untersuchungen, die die Geschichte eines Gegenstandes gleichsam von dessen Geburt bis zum Tod nachverfolgen, sind meines Wissens noch nicht geschrieben worden (obwohl, das muss einschränkend hinzugefügt werden, die Literatur über Dinge inzwischen kaum noch zu überblicken ist). So bleibt vielleicht die Aufmerksamkeit für die Zeitlichkeit von Dingen ein pragmatischer Ausweg, um den Gebrauch und die Bedeutung materieller Kultur zu verstehen.

Individuelle Dimensionen

Der Aspekt der Zeitlichkeit von Dingen verweist auf das Individuum als Nutzer. Die Vorstellung, dass Objekte der materiellen Kultur ihren Warencharakter verlieren, wenn sie individuell angeeignet werden – oder auch wieder in ihn zurückgelangen, wie bei *e-bay*, wenn die individuelle Aneignung mißlingt – macht die Bedeutung des Subjekts in der Mensch-Ding-Beziehung deutlich. Tilmann Habermas hat die Möglichkeiten persönlicher Dingappropriation eingehend untersucht.³⁸ Seine Überlegungen seien im Sinne eines Perspektivwechsels hier aufgegriffen. Dinge sind Identitätserweiterungen, sie konstituieren einen Raum und eine selbstgeschaffene Ordnung, vermitteln soziale Beziehungen sowie eine durch Dingbeziehungen erzeugte zeitliche Struktur, wenn nicht gar Kontinuität.³⁹ Unterschieden wird ein Gebrauchswert der Dinge von einem persönlichen Wert, wobei beide ineinander übergehen können, aufgrund ihrer Bedeutungsoffenheit in unterschiedliche Kontexte integriert sein und ihren Status wechseln können. Das heißt, die Aneignung der Dinge ist ein Prozess von einiger Dauer und mit offenem Ausgang, aus dem Gegenstand mit scheinbar eindeutiger Funktion wird ein Objekt persönlicher Inbesitznahme und zugewiese-

37 Vgl. „Welches Schweinderl hätten S' denn gern?“ Robert Lembke zum 100. Geburtstag, in: Stern v. 17.9.2013, URL: <http://www.stern.de/lifestyle/leute/robert-lembke-zum-100--geburtstag--welches-schweinderl-haetten-s--denn-gerne---3912906.html> (31.7.2015).

38 Vgl. Tilmann Habermas, *Geliebte Objekte. Symbole und Instrumente der Identitätsbildung*, Berlin – New York 1996.

39 Vgl. ebd., 59, 131, 179.

ner Bedeutung. Dinge sind in einer Art zwiebelförmiger Anlagerung um das Individuum herum organisiert und können sich in diesem Bedeutungssystem bewegen. Die oben diskutierte Vorstellung von „Objektbiographien“ findet eine Konkretion, indem deutlich wird, wie differenziert die Phase der Objektnutzung verlaufen kann. Grundlegend bei Habermas ist die Situierung der materiellen Kultur als Besitz, also einer individuellen Verfügbarkeit über die Dinge, wobei bereits die Erinnerung an den Erwerbkontext von Dingen diese in ein Bedeutungssystem integriert. Tilmann Habermas spricht von einer materiellen Biographie der Eigentümer.⁴⁰ Wichtig an diesem Ansatz individueller Dingnutzung und Dingbedeutung scheint mir erstens ihr Korrektiv zu der Vorstellung einer rein materiell gegründeten Konsumgesellschaft zu sein, zweitens der Verweis auf die mit Dingen verbundenen Praktiken,⁴¹ die weit über die Vorstellung von Objekten als Werkzeuge hinausgeht, sowie drittens die Unterscheidung zwischen einer öffentlich präsenten Warenwelt und einer privaten Dingwelt, deren quantitative Dimension man sich selten verdeutlicht.⁴²

Diese Position der Dinge aus realem Vorhandensein, Imagination, persönlicher Bedeutungszuweisung und, in einem letzten Schritt, öffentlicher Verhandlung, hat Orhan Pamuk mit seinem Roman „Das Museum der Unschuld“ eindrucksvoll beschrieben⁴³ – die Geschichte einer Liebe, die sich nur im Diebstahl von Dingen kompensatorisch erfüllen kann. Die so stetig anwachsende Sammlung von kleinen Dingen, die als Erinnerungsstücke dienen, wurde von Pamuk schließlich in ein Museumsprojekt übersetzt. Kemals Sammlung von an die geliebte Füsün erinnernden Devotionalien werden nun in Istanbul ausgestellt und die Zusammenstellung zeigt eine Wahllosigkeit, die nur durch die Obsession eine Struktur und einen Sinn erhält.⁴⁴ Die Attraktivität des Museums mag, neben dem Erfolg des Romans, als Hinweis auf das Bedürfnis gelesen werden, ebenso analysierend wie spekulierend in die Welt der Dinge einzutauchen.

Überlieferte Dinge

Was wird nun aus all diesen Dingen auf längere Sicht? Man könnte die Ansammlung von Gegenständen im privaten Haushalt als eine Art Selbstüberlieferung bezeichnen, in der die individuelle Stellung zum Objekt zu einer biographisch konnotierten Agglomeration wird, deren Bedeutung sich nur ihren Besitzern erschließt,

40 Vgl. ebd., 46, 128.

41 Habermas, 383, unterscheidet in die subjektstützenden Objektfunktionen Selbstdarstellung, Selbstkommunikation, Erinnerung, Autonomie, mediale Funktion, Stimmung/Befindlichkeit, ästhetisch-rezeptive Funktion, Erhöhung der Handlungskompetenz, jeweils unterteilt in mehrere Untergruppen.

42 Bei vermuteten durchschnittlich 10.000 Gegenständen des persönlichen Besitzes, hier aufgrund des wachsenden individuellen Objektbestandes auf Personen ab 21 Jahren beschränkt, würde die in privater Hand befindliche Zahl von Dingen in der Bundesrepublik Deutschland 650 Milliarden Gegenstände betragen, bei 40 Millionen Haushalten immerhin unvorstellbare 400 Milliarden.

43 Vgl. *Orhan Pamuk*, *Das Museum der Unschuld*. Roman, München 2008.

44 Auch wenn das Ziel ein anderes, nämlich die Darstellung eines Stadtviertels war, vgl. die Ausstellungskritik von *Lothar Müller*, Dinge und ihre Doppelgänger, *Süddeutsche Zeitung* v. 28.4.2012, URL: <http://www.sueddeutsche.de/kultur/orhan-pamuk-eroeffnet-museum-der-unschuld-dinge-und-ihre-doppelgaenger-1.1344028> (3.8.2015).

die mit deren Tod aber auch endet. Die Dinge treten nun in eine weitere Phase ihres Daseins über, die sich ganz unterschiedlich gestalten kann: die der Erbschaft, des Mülls, des Wiedereintritts in einen ökonomischen Kreislauf oder in ihre Musealisierung. Die Erbschaft ist gleichsam der geordnete Übergang des Sachbesitzes in neue Hände, oftmals begleitet von einem Testament, einem Inventar und möglicherweise auch in einer Kontinuität kommunikativen Wissens um die Hinterlassenschaften. Ein Teil solcher Hinterlassenschaften mag in einen neuen ökonomischen Kreislauf eintreten. Wohnungsaflöser, Trödelmärkte, Antiquitätengeschäfte sind Akteure eines solchen Sekundärkreislaufs gebrauchter, unnützer, überschüssiger oder aussortierter Waren, von denen auch Internetplattformen leben. Hier geht der lebensweltliche Bedeutungskontext der Dinge vollständig verloren, auch wenn einige Standmieter des Trödelmarkts ganz offensichtlich Dinge anbieten, die aus dem eignen Haushalt aussortiert wurden. Gekauft wird aber nicht ihr Erinnerungswert. Ein derartiger transitorischer Übergang von privaten Dingen in die Ökonomie gibt, wenn man so will, dem Müll einen neuen Wert.

Der Übergang von Dingen von einem Ursprungskontext in einen neuerlichen Zusammenhang ist mit einer Entwertung und einer Neubewertung verbunden. Dinge, die einen ursprünglichen Gebrauchswert und, wie wir gesehen haben, auch einen kulturellen, sozialen und emotionalen Wert hatten, werden aus diesem Zusammenhang herausgerissen und real beziehungsweise metaphorisch zu Müll, sie werden, so die bereits oben genannte „Mülltheorie“, zunächst einmal vollständig wertlos. Nur ein geringer Teil dieser entwerteten Dinge überlebt seine Müllphase auf Dachböden, in Kellern, in den Warenlagern der Altvarenhändler, um dann, nach unterschiedlich langer Zeit, wiederentdeckt zu werden. Mit dieser Wiederentdeckung verbunden sein kann ein Gebrauchswert, aber auch ein neuer kultureller Wert: Sogenannte Sperrmüllmöbel haben die Funktion, für wenig Geld etwas anzuschaffen, können aber auch als ästhetische Zeichen fungieren, deren Erwerb auf Geschmackspräferenzen oder eine antikonsumentistische Haltung verweisen.

Eine besondere Bedeutung hat die „Müllphase“ für die Interpretation der Musealisierung materieller Kultur.⁴⁵ Es geht um die Entdeckung beziehungsweise die Wiederentdeckung von Dingen durch das Museum. Dieses „Sachzeugenarchiv“, so die Annahme, zieht die Übernahme von Objekten in seine Sammlungen erst dann in Erwägung, wenn sie als kulturelle erkannt worden sind. Das heißt, gesammelt wird nicht aus dem Gebrauch heraus, sondern bei der einsetzenden Vermutung, dass es sich um „kulturelle Objekte“ handelt. Zwischen der Gebrauchsphase eines Dings und seiner kulturellen Inwertsetzung durch Musealisierung liegt eine Latenzphase, in der die Dinge nicht beachtet sind. Ausgeführt am Beispiel der Musealisierung der Industriegesellschaft nach dem Ende der Industrie seit den 1970er Jahren, beinhaltet dieses Konzept eine systematische Komponente, nach der jedes Ding die Latenzphase der Wertlosigkeit durchläuft und seine Wiederaneignung die Interpretation einer historischen Zeit enthält. Damit wendet sich die Konzeption der „Müllphase“ einerseits gegen die Vermutung, dass Musealisierung und das Sammeln von Dingen eines his-

⁴⁵ Vgl. die Überlegungen bei *Fehr*, Müllhalde.

torischen Alltags eine Kompensation von Verlust Erfahrungen ist,⁴⁶ andererseits legt sie ihr Augenmerk eben auf die Dinge des Alltags. Damit ist sie für alle Varianten (kultur-)historischer Museen anwendbar, läßt aber die bereits als kulturelle Objekte hergestellten und genutzten Gegenstände außer Acht. Dennoch ist dies für Historikerinnen und Historiker von Belang, als diese gerade auf dem Feld der sich seit den 1970er Jahren entwickelnden Industrie-, Stadt- und Heimatmuseen ein neues Interesse am Museum als Ort historischer Praxis entwickelt haben. Relevant scheint mir an der Vorstellung einer zwischenzeitlichen Entwertung von Dingen jedoch vor allem der Gedanke der Selektivität des Musealisierungprozesses. Von der materiellen Kultur wird durch Musealisierung eben kein Abbild einer vergangenen Realität oder der Dingausstattung von Gesellschaften erzeugt, sondern ein Ausschnitt, eben das, was in der Verwandlung der Dinge in kulturelle Objekte wahrgenommen wird. Fachroutinen bestimmen museale Sammlungskonzepte ebenso wie Wirklichkeitsvorstellungen. Das museale Sammeln ist eine Projektion der Gegenwart. Es handelt sich bei musealen Sammlungen deshalb nicht um „Überreste“ im Droysenschen Sinne, sondern um die professionalisierte und öffentliche Aktivität des Sammelns als Sicherung mit dem Ziel eines Bedeutungsgewinns. Damit unterscheidet sich das museale Sammeln grundsätzlich von den Praktiken des Archivs, das sich an der Tektonik des Schriftguts abgebender Institutionen orientiert.⁴⁷

Die Idee des Museums als sammelnde und zugleich darstellende und damit interpretierende Institution⁴⁸ ist für Historikerinnen und Historiker nicht leicht zu handhaben. Zwar steht hinter den musealisierten Objekten der materiellen Kultur die Behauptung der Authentizität und der Unmittelbarkeit, indem Gegenstände als „nichtintentionale Quellen“⁴⁹ angesehen werden, aber der mit der Musealisierung einhergehende Auswahlprozess zeigt eben auch eine Intentionalität, wenn auch auf andere Weise als bei einem Schriftstück. Forschend muss man sich auf diese Intentionalität der Institution Museum einlassen, um den Belegcharakter der Sammlungsobjekte zu überwinden.

Ein zweites, methodisch ungleich schwierigeres Problem der musealisierten Dinge ergibt sich aus ihrer Dekontextualisierung. Dinge, die ins Museum kommen, erscheinen dort nicht als Matrix einer vergangenen Lebenswelt, sondern als Auswahl aus dem, was die „Müllphase“ überstanden hat, oftmals ohne dass die Provenienz in der neuen Ordnung eines Sammlungsplans dokumentiert werden kann. Die Analyse der in den Sammlungen befindlichen materiellen Kultur erfordert also nicht nur eine Kontextanalyse, sondern vor allem eine genaue Betrachtung des Objekts selbst. Diese unter dem Begriff der Spurensuche⁵⁰ bekannte Analyse geht konsequent von der

46 Vgl. *Hermann Lübbe*, *Zeit-Verhältnisse. Über die veränderte Gegenwart von Zukunft und Vergangenheit*, in: Wolfgang Zacharias (Hg.), *Zeitphänomen Musealisierung. Das Verschwinden der Gegenwart und die Konstruktion von Erinnerung*, Essen 1990, 40–49.

47 Ob nicht durch das Kassieren von Akten ebenfalls ein interpretatorischer Akt wahrgenommen wird, soll hier nicht weiter diskutiert werden.

48 *Detlef Hoffmann*, *Spur-Vorstellung-Ausstellung*, in: Rosmarie Beier (Hg.), *Geschichtskultur in der zweiten Moderne*, Frankfurt a. M. – New York 2000, 167–182.

49 Das heißt, sie verfolgen nicht den Zweck einer Argumentation und haben keine narrative Struktur.

50 Vgl. *Sybille Krämer/Gernot Grube/Werner Kogge* (Hg.), *Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*, Frankfurt a. M. 2007. Der Begriff geht zurück auf *Carlo Ginzburg*, *Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis*, Berlin 1983.

verfügbaren gegenständlichen Quelle aus und versucht, Spuren an ihr zu entdecken, die Hinweise auf Funktion, Herkunft, Gebrauch und Zugehörigkeit versprechen. Dieses aus der Archäologie und aus der Restaurierungswissenschaft bekannte Verfahren der detaillierten Objektanalyse im Fundkontext auf die musealisierten Gegenstände zu übertragen, bedeutet zunächst einmal einen konsequenten Blickwechsel, die Vermutung von Nichtwissen und eine Aufmerksamkeit für das Detail. Materialeigenschaften, Gebrauchsspuren, Funktionsweisen sind Kernoperationen des Spurenlesens am Objekt.⁵¹ Seine Qualität besteht in der Offenheit des Forschungsprozesses, denn es ist zunächst nicht klar, wohin die Spuren führen werden – und möglicherweise sind die Ergebnisse nicht so eindeutig wie erhofft, aufgrund der Vieldeutigkeit der Objekte selbst und ebenso aufgrund der unsicheren und ungleichen Quellenlage gerade über alltägliche Dinge, deren Charakter ja gerade in ihrer Beiläufigkeit besteht. So kann das Spurenlesen am Objekt zu unerwarteten Zusammenhängen führen und die Konventionen der Dingzuordnung infrage stellen.

Sind die Dinge es wert?

Zusammenfassend stellt sich noch einmal die Frage nach der Bedeutung der materiellen Kultur für geschichtswissenschaftliches Forschen. Da ist zunächst einmal die Überraschung, die die „Stofflichkeit“ in der Geschichtsforschung hervorruft. Sie provoziert gedankliche Umwege, die Alf Lüdtker einmal als „Reiz des Findens“ und als produktive Störung von Arbeitsroutinen bezeichnet hat.⁵² Eine ähnliche Erfahrung hat Arlette Farge in ihrer Reflexion über die Archivarbeit beschrieben:⁵³ die schiere Materialität der überlieferten Dokumente, ihre Gleichbedeutsamkeit und die historische Schichtung ihrer Ordnung als Ausgangspunkt, vom ursprünglichen Arbeitsplan abzuweichen und eine „Empfindung von Wirklichkeit“ zu erfahren.⁵⁴ In ähnlicher Weise wirkt die Spurensuche am Objekt, die die vorgebliche Eindeutigkeit der „Quelle“ infrage stellt und zu einer Art „auf Null stellen“ im Forschungsprozess zwingt. Demgegenüber wirkt die Feststellung, dass es Handlungen ohne Objekte nicht geben kann – und deshalb auch keine Geschichtsschreibung ohne die Dinge mitzubedenken – fast schon banal. Die Herausforderung liegt darin, diese Materialität von (historischen) Gesellschaften mitzudenken und Handlungsbedingun-

⁵¹ Methodische Vorschläge zum Spurenlesen am Objekt zum Beispiel bei *Robert S. Elliott*, Towards a Material History Methodology, in: Susan M. Pearce (Hg.), *Interpreting Objects and Collections*, London – New York 1994, 109–124, 116 (zuerst in: *Material History Bulletin* 22 (Fall 1982), 31–40; *Jules David Prown*, *Mind in Matter: An Introduction to Material Culture Theory and Method*, in: *Winterthur Portfolio* 17 (1982) H. 1, 11–19; *Vickey Coltman*, *Material Culture and the History of Art(e)facts*, in: *Gerritsen/Riello, Material Culture History*, 17–31, 25, nach: C.F. Montgomery, *Some Remarks on the Practice and Science of Connoisseurship* (1961) in: Thomas J. Schlereth (Hg.), *Material Culture Studies in America*, Nashville 1982, 143–152.

⁵² *Alf Lüdtker*, *Stofflichkeit, Macht-Lust und Reiz der Oberflächen. Zu den Perspektiven von Alltagsgeschichte*, in: Winfried Schulze (Hg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*, Göttingen 1994, 65–80, 66.

⁵³ Vgl. *Arlette Farge*, *Le goût de l'archive*, Paris 1989 [dt.: *Der Geschmack des Archivs. Mit einem Nachwort von Alf Lüdtker*, Göttingen 2011].

⁵⁴ Vgl. ebd., 7–17, hier 14.

gen zu interpretieren. Wie weit das Objekt als Ausgangspunkt dabei reichen kann, zeigt Bruno Latours Untersuchung des „Berliner Schlüssels“.⁵⁵ Er zwingt die Mieter eines Wohnhauses, die Haustür des Nachts nach dem Aufschließen sogleich wieder abzuschließen. Wer keinen Schlüssel hat, kommt also nicht hinein und nicht hinaus. Morgens und abends muss der Mechanismus umgeschaltet werden, was nur mit einem speziellen Schlüssel möglich ist, den in der Regel ein Hauswart besitzt. Latours Argument geht dahin, dass die Besitzer des Schlüssels sich den durch den Gegenstand vorgegebenen Routinen anpassen müssen; darüber hinaus verbirgt sich jedoch ebenso die Disziplinierung der Mieter im Berliner Wohnhaus des 20. Jahrhunderts durch die personale Hierarchie der Verfügbarkeit und Berechtigung dahinter.

Hinter dem Arrangement, der Verfügbarkeit und der Nutzung von Dingen verbergen sich also soziale Strukturen in einer örtlichen Komposition und zeitlichen Struktur, die es erlauben, die Historizität von Gesellschaft jenseits sprachlicher Äußerungen zu fassen. Darüber hinaus wirken Dinge verfremdend, wie Farge und Lüdtke beschrieben haben, indem die historisch gewordene und verwahrte Materialität auf Bedeutungen verweist, die aus den Dingen nicht unmittelbar mitgeteilt werden können.

⁵⁵ Vgl. Bruno Latour, Der Berliner Schlüssel, in: ders., Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften, Berlin 1996, 37–51.